



Glasplatten, Negative, Abzüge und Dias – Das Bildgedächtnis des Kantons Zürich

In Bewegung: Menschen – Dinge – Ideen

Prêt-à-porter im Pfahlbaudorf: Gewebe und Geflechte aus Jungsteinzeit und Bronzezeit

Glossar | Tournee | Trouvaille | Standpunkt | Lokaltermin | Lesestoff



Liebe Leserinnen und Leser

Der Kanton Zürich besitzt kein eigenes archäologisches Museum. Um die Breite der archäologischen und kulturhistorischen Zeugnisse zu erfassen, bedarf es eines Blickes in die über 50 zürcherischen Ortsmuseen.

Der föderalistische Aufbau unseres Landes widerspiegelt sich also in einer dezentralen Aufbewahrung der Objekte. Deshalb macht es sich unser Heft auch zur Aufgabe, Hinweise auf lokal Sehenswertes zu vermitteln.

So erinnert das Ortsmuseum Wetzikon mit Funden an Jakob Messikommer, den Bauern am Pfäffikersee und Pionier der Pfahlbauforschung. Das Museum von Hüntwangen beherbergt einen intakten Mammutzahn, den die Rheingletscher hinterlassen haben. Und das Haus zur Farb in Stäfa präsentiert eine kulturhistorisch wertvolle Sammlung von Fatschenkindern.

Ich wünsche Ihnen eine vielfältige Lektüre.

STARCH Stiftung für Archäologie und Kulturgeschichte im Kanton Zürich

Dr. Oscar Fritschi
Präsident des Stiftungsrats



Liebe Leserin, lieber Leser

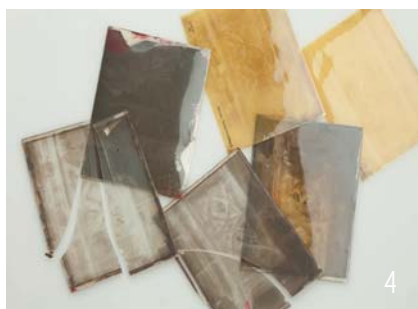
Denkmalpflegerinnen und Archäologen sind rare Pflänzlein. Aber es gibt sie. Es ist wie in der Natur: Seltene Spezies überleben nur durch die ständige Anpassung an ihre Umwelt.

Anpassung ist uns nicht fremd. Denn sie bedingt Offenheit. Und Offenheit entsteht im Austausch mit anderen. Wir sind tagtäglich solchen Kontakten und Einflüssen ausgesetzt, erhalten ständig wertvolle, neue Impulse für unsere eigene Arbeit. So lernen wir laufend hinzu, entwickeln uns im dynamischen Umfeld mit, sind gleichermaßen Ideenempfänger wie Ideengeber.

Diese permanenten Aussenkontakte prägen uns in Stettbach, und sie prägen immer schon unseren Kanton. Die Beschäftigung mit den Geschichten und Objekten im Kanton Zürich ist deshalb immer auch eine Beschäftigung mit dem Fremden, mit Impulsgebern von aussen. Diese siebte Ausgabe von «einst und jetzt» erzählt (auch) davon.

Archäologie und Denkmalpflege
Kanton Zürich

Dr. Beat Eberschweiler
Abteilungsleiter



Glasplatten, Negative, Abzüge
und Dias – Das Bildgedächtnis
des Kantons Zürich

In Bewegung:
Menschen – Dinge – Ideen

DENKMALPFLEGE	Glasplatten, Negative, Abzüge und Dias – Das Bildgedächtnis des Kantons Zürich	4
GLOSSAR	Dipolanomalie, Potenzialdifferenz-Methode	14
TOURNEE	Ofenkacheln weit gereist Klebstoff, Kaugummi und Droge	15
TROUVAILLE	Ein uralter Mammut-Stosszahn für das neue Ortsmuseum	16
ARCHÄOLOGIE	Prêt-à-porter im Pfahlbaudorf: Gewebe und Geflechte aus Jungsteinzeit und Bronzezeit	18
STANDPUNKT	«Der Feuerpolizist hat den Weihnachtsengel vertrieben»	22
ARCHÄOLOGIE	In Bewegung: Menschen – Dinge – Ideen	24
LOKALTERMIN	Fatschenkinder und Stäfner Handel im Haus zur Farb Museum Wetzikon: Archäologie und Alltagsgeschichte	34
LESESTOFF	Lohnende Lektüre	36



Glasplatten, Negative, Abzüge und Dias – Das Bildgedächtnis des Kantons Zürich

Seit rund 15 Jahren ist die kantonale Denkmalpflege verantwortlich für die Pflege, Bewirtschaftung und Weiterführung des staatlichen Fotoarchivs. Seine Ursprünge reichen ins ausgehende 19. Jahrhundert zurück. Der kulturgeschichtlich wertvolle Bestand von über einer Million analoger Bilder dokumentiert exemplarisch die einschneidenden Veränderungen der Zürcher Bau- und Kulturlandschaft in den letzten 120 Jahren. Die 2008 begonnene Digitalisierung und die inhaltliche Aufbereitung der gefährdeten Sammlung verschaffen dem Kulturgüter-schutz konsequent Nachachtung.

Anfänge und Aufbau

mül. Der auf Anfang 1896 zum Kantonsbaumeister gewählte Hermann Fietz (1869–1931) begann historische Baudenkmäler sowie staatliche Neubauten bildlich festzuhalten. Damit legte er den Grundstein zu einem der umfangreichsten Fotoarchive im Kanton Zürich. 1899 trat der gelernte Lithograph Emil Guyer (1872–1946) eine Stelle im kantonalen Hochbauamt an. Er betätigte sich fortan vor allem als Fotograf und war bis 1937 für den Aufbau der Sammlung verantwortlich. Nicht nur Bilder von Gebäuden aus allen zürcherischen Städten und Gemeinden, von archäologischen Stätten und Ortschaften liessen den Bestand rasch anwachsen, sondern auch stimmungsvolle Landschaftsaufnahmen oder solche von technischen Anlagen und funktionalen Einrichtungen wie Heizungen, Waschküchen, Kläranlagen und Werkstätten.

Aus heutiger Sicht einzigartig erscheint, wie detailliert grosse staatliche Neubauvorhaben vom Spatenstich bis zur Vollendung fotografisch festgehalten wurden, so die Strafanstalt Regensdorf (1899–1901) oder die Universität

Zürich (1911–1914). Anlässlich der Restaurierung der Turmaufsätze der ehemaligen Klosterkirche in Rheinau 1900–1901 wurde erstmals ein historisches Bauwerk konsequent dokumentiert. Eingang ins Archiv fanden zudem Bilder von Studienreisen einzelner höherer Beamter der Baudirektion ins Ausland, von Bauführern des Hochbauamts, z.B. Ernst Brändli (1878–1927), aber auch Aufnahmen von Festanlässen wie den Einweihungsfeiern der Zürcher Oberländer Privatbahnen oder den legendären Heimatschutztagungen der 1920er-Jahre.

Kontinuierlicher Ausbau und systematische Ordnung

Mit bemerkenswerter Kontinuität baute Kantonsfotograf Max Weiss (1912–2003) aus Hinwil das Archiv in den Jahren 1937–1977 weiter aus und systematisierte es. Nach dem Ausscheiden von Guyer aus dem Staatsdienst wurde die Stelle mit dem 25-jährigen Weiss erst provisorisch, später definitiv besetzt. Bei der Ablösung schwankten die Verantwortlichen 1937 zwischen der Weiterführung einer staatlichen Stelle für Fotografie und der Vergabe von Aufträgen an private Unternehmer.

Genau dieselbe Diskussion führte 1998 bei der Pensionierung von Kantonsfotograf Kuno Gyax (*1933) aus Zürich nach 99 Jahren zur Aufhebung dieser Stelle – ein Schritt, der aus heutiger Sicht zu bedauern ist. Der erfahrene Gyax leitete die Fotoabteilung von 1977–1998.

1943 umfasste die Sammlung ungefähr 30 000 Negative und einen sehr umfangreichen Dia- und Cliché-Bestand (Druckformen). Aufträge erhielt Weiss u. a. vom Hochbau-, Tiefbau-, Wasserbau-, Meliorations- und Oberforstamt, dem Heimatschutz, der Regionalplanung sowie von anderen Direktionen. Bereits zu jener Zeit war das vielfältige Fotoarchiv eine wichtige Anlaufstelle für die verschiedenen Verwaltungszweige, für Behörden, Schulen und Private. Da man den Umfang zunehmend weniger überblickte, bestand in organisatorischer Hinsicht Handlungsbedarf. So stellte die Baudirektion 1943 den erfahrenen Photochrom-Lithografen Friedrich Gottwald (*1884) aus Zürich für zwei Jahre befristet an, um die Neuorganisation des Archivs mit einer Bildkartenkartei an die Hand zu nehmen. Die Kartei besteht bis heute als unverzichtbares Arbeitsinstrument.

Ein Staatsvelo für den Fotografen

Gleichzeitig mit der Ordnung des Archivs bewilligte die Baudirektion dem begnadeten Fotografen Weiss die Anschaffung eines staatlichen Velos: «Die ständig sich vermehrenden photographischen Aufnahmen von Objekten, die oft sehr weit abgelegen von der nächsten Bahnstation sind, verursachen dem Photographen erhebliche Zeitverluste, indem er diese Strecken zu Fuss begehen muss. Der Zustand seines Fahrrades, die erschwerte Beschaffung der Gummibereifung und nicht zuletzt die Ausgaben für Reparaturen, die bisher durch Weiss selbst bezahlt wurden, lassen eine Änderung im Sinne der Anschaffung eines Velos schweizerischer Herkunft durch den Staat [...] als notwendig erscheinen», heisst es in der Direktionsverfügung vom 5. August 1943.

Rasanten Wachstum und Trennung

Mit der Einstellung von Walter Drack (1917–2000) als Kantonsarchäologe und Kantonaler Denkmalpfleger Anfang 1958 änderten sich die Verhältnisse. Die Fachstelle wurde einerseits in zunehmendem Mass zu einer Lieferantin von Aufnahmen im Rahmen der Inventarisierung der archäologischen und kulturhistorischen Denkmäler im Kanton Zürich und andererseits zu einem bedeutenden Auftraggeber für den Kantonsfotografen. Die Erstinventarisierung zwischen 1962 und 1980 führte schätzungsweise zu 200 000 Neuaufnahmen von rund 30 000 Objekten in den 169 Zürcher Landgemeinden. Seither wurde der Bestand durch zahlreiche baubegleitende Objektdokumentationen enorm vermehrt. Alle diese Bilder sind dank einer konsequenten Erfassung auf Schreibmaschinenlisten durch die Fotoabteilung des Hochbauamts, in den Objektdossiers der kantonalen Denkmalpflege und seit ungefähr 1995 auch elektronisch zugänglich.

Auf Beginn des Jahres 1964 wurde im kantonalen Tiefbauamt eine eigene Fotoabteilung geschaffen. Der seit 1949

im Hochbauamt beschäftigte Fotograf Max Keller trat diese Stelle an, die er bis zu seiner Pensionierung 1985 ausübte. Mit der Schaffung eines zweiten Fotodienstes in der Baudirektion war eine recht zufällige Trennung des Bestands verbunden: Rund zwei Drittel verblieben im Hochbauamt, ein Drittel gelangte ins Tiefbauamt. Diese Trennung eines inhaltlich zusammengehörenden Archivs ist äusserst bedauerlich, umso mehr, als es vor rund 15 Jahren verpasst wurde, die historischen Fotobestände wieder zusammenzulegen. Damals gelangte der Teil des Tiefbauamts ins Zürcher Staatsarchiv.

Bestand und Wert

Die unverfälschten Bildquellen sind eine unersetzliche Arbeitsgrundlage und ein bedeutendes Gefäss für die Tradierung des kulturellen Erbes in denkmalpflegerischer und archäologischer Hinsicht und weit darüber hinaus. Sie sind ein eigentliches Kaleidoskop der zürcherischen Geschichte des 20. Jahrhunderts mit all ihren rasanten Veränderungen. So ist es naheliegend, dass der Archivbestand eine sehr wichtige Grundlage zur Bebilderung der 2008 erschienenen Zürcher Verwaltungsgeschichte von Historiker Martin Illi beisteuerte.

Am Beispiel der ehemaligen Klosterkirche Rheinau lassen sich bei einem gewachsenen Bestand von gegen 4000 Aufnahmen aus über 100 Jahren restauratorische Massnahmen in ihrer ganzen Vielschichtigkeit gut nachvollziehen. Die Bilder halten, wie z.B. auch jene vom Zürcher Grossmünster, den jeweils angetroffenen Zustand fest. Besonders die umfangreichen Renovationsarbeiten am Äusseren zwischen 1931 und 1941 sind sehr detailliert und konsequent fotografisch erfasst worden.

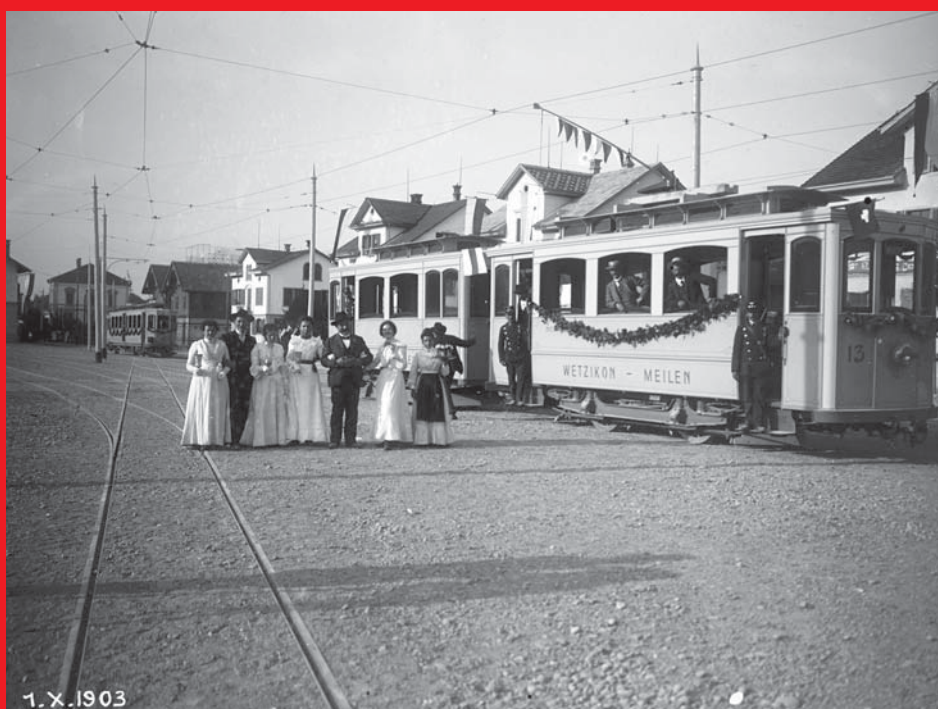
Gefährdung, Digitalisierung und inhaltliche Aufbereitung

Bedingt durch die wiederholten Standortwechsel des Fotodienstes im Hoch-

bauamt wurden die Archivbestände während langer Zeit nicht unter den notwendigen Bedingungen gelagert. Das hat zu unwiederbringlichen Verlusten geführt. So war das Archiv während längerer Zeit in ungünstigen Räumen im Dachgeschoss des Kaspar Escher-Hauses untergebracht, ehe es 1993 in einen klimatisch kontrollierten Raum mit Kompaktanlage überführt wurde. Seit 2007 befindet sich der gesamte Bestand am Standort der kantonalen Denkmalpflege in Dübendorf.

Die Sicherung des historischen Fotoarchivs für kommende Generationen ist ein zentrales Anliegen der kantonalen Denkmalpflege, ganz besonders aus Gründen des Kulturgüterschutzes. Acht Jahre nach der Übernahme durch die Fachstelle begann man 2008 mit der Digitalisierung der Glasplatten bzw. Negative im Format 13/18 cm, von denen rund 30 000 Stück existieren. Von grossem Interesse sind darunter die zahlreichen nie vergrösserten, häufig unbekannteren Aufnahmen. Aufwändig gestaltet sich die nachfolgende inhaltliche Aufbereitung, für die seit Beginn die Fotografin Erika Löffler verantwortlich zeichnet. Die Einbindung der Digitalisate in die Bilddatenbank samt Zuordnung der Sujets konnte in den vergangenen sieben Jahren vorangetrieben bzw. intensiviert werden. Nach Abschluss der Signatur Z mit 30 000 Aufnahmen wurden weitere grossformatigere Glasplatten- und Negativbestände (Signaturen V: 24/30 cm; X: 18/24 cm; U/B: 9/12 cm) digitalisiert und in gleicher Weise für interne und bei Bedarf auch externe Nutzer elektronisch bereitgestellt. Zum heutigen Zeitpunkt stehen rund 42 000 historische Aufnahmen zur Verfügung. Das Projekt soll in den kommenden Jahren konsequent weitergeführt werden. Es ist das erklärte Ziel der Fachstelle, den kulturgeschichtlich wertvollen Bestand dereinst elektronisch für die Öffentlichkeit zugänglich und dadurch bekannter zu machen.





Fahrzeuge, Vehikel und eine Fotomontage

Zürich-Fluntern, Plattenstrasse 10. Fotomontage für das Bauprojekt des 1956–1959 errichteten Schwesternhochhauses des Kantonsspitals.

Drainagemaschine. (1927)

Zürich-Oberstrass. Lieferwagen für Vorzugsmilch der kantonalen Landwirtschaftsschule Strickhof. (1930)

Zürich, Künstlergasse. Bildhauer Otto Kappeler schuf die Pferdegruppe beim Eingang der Universität. Beim Transport des Werkstücks stürzte die Zugmaschine ab. (1918)

Wetzikon. Einweihung der Wetzikon-Meilen-Bahn am 1. Oktober 1903.

folgende Seiten:

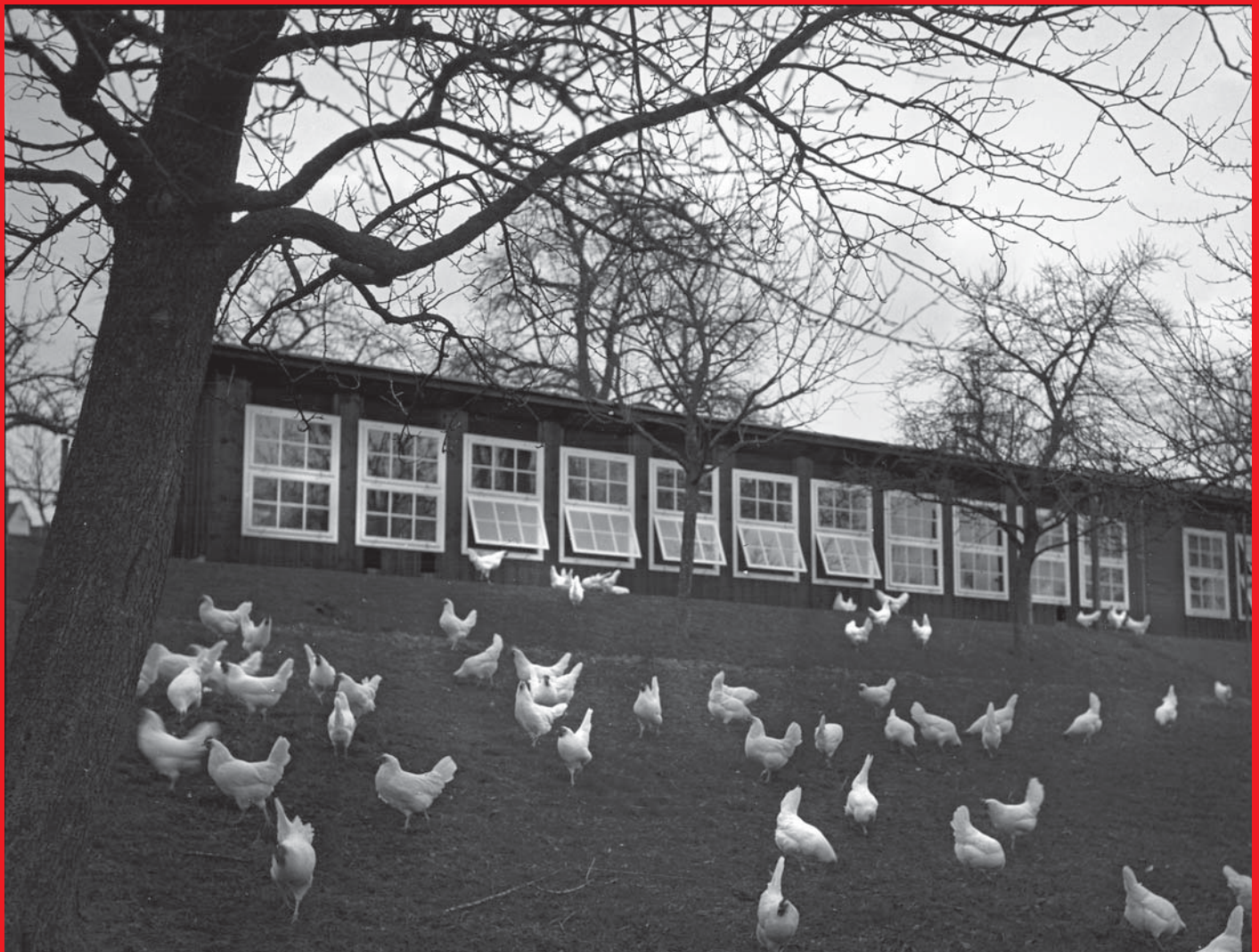
Landschaft und Landwirtschaft

Heurnte bei der Kyburg mit dem Schloss im Hintergrund. (1917)

Rheinau, Korb. Hühnerstall der Psychiatrischen Inselklinik. (1928)

Thalwil. Eisgang der Sihl bei Gattikon. (1918)

Fischenthal, Ohrüti. Siedlungs- und Landschaftsbild mit Töss. Die Aufnahme aus dem Jahr 1895 ist eine der ältesten des Archivs.







Menschen an der Arbeit

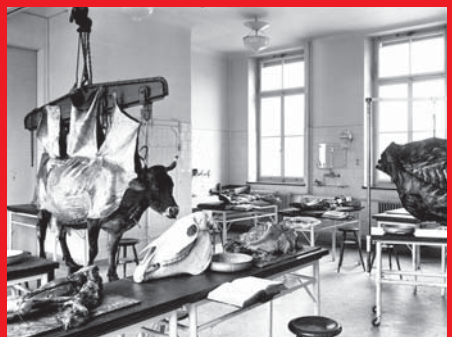
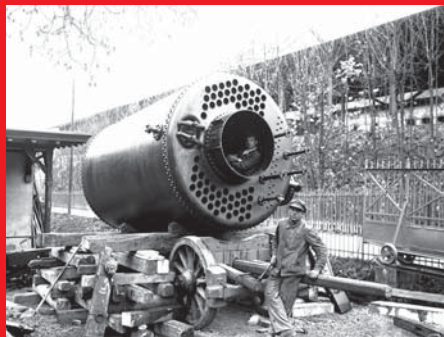
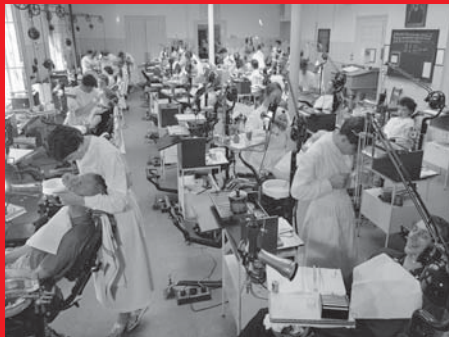
Zürich, Hirschengraben. Kanzlei der Staatskellerei im Obergerichtsgebäude und Mitarbeiter beim Abfüllen der Flaschen. (1951)

Zürich, Rämistrasse, Universität. Gut besuchte Vorlesung über Güterzusammenlegung und Landesplanung. (1951)

Zürich-Oberstrass, Strickhof. Angestellter der kantonalen Landwirtschaftsschule mit zwei Harassen Vorzugsmilch. (1929)









Zürcher Kaleidoskop des 20. Jahrhunderts

Einweihungen, Bauwerke, Abbrüche, Kinder,
Menschen in Ausbildung und an der Arbeit.



Wohnsiedlungen und Schul- bauten der Nachkriegszeit

Zürich-Schwamendingen. Wohnsiedlung Neu-
wiesen I, Zustand nach Bauvollendung. (1955)

Uster. Wohnsiedlung Ackerstrasse,
Zustand nach Bauvollendung. (1955)

Affoltern am Albis, In den Schwanden.
Kantonale Landwirtschaftsschule. (1955)



Potenzialdifferenz-Methode

Mit der Potenzialdifferenz-Methode lässt sich der Zustand der Armierung im Beton schonend ermitteln, bevor die Überdeckung abplatzt. Sie ist weitgehend zerstörungsfrei und damit gut für die Untersuchung von Baudenkmalern geeignet.

rst. Die Korrosion der Armierung ist das häufigste Schadensphänomen an Betonbauten. «Rosten» ist ein elektrochemischer Vorgang, bei dem korrodierte Stellen eine Anode und gesunde Eisen eine Kathode bilden. Die beiden Elektroden weisen unterschiedliche Ladungen bzw. Potentiale auf.

Zur Untersuchung befestigt man eine Referenzelektrode an der Armierung und fährt damit die Betonoberfläche systematisch ab. Der Potenzialunterschied zwischen der Referenzelektrode und der darunterliegenden Bewehrung im Beton zeigt sich als Spannung, die mit einem Voltmeter gemessen wird. Korrodierte Stellen können so zentimetergenau aufgespürt werden, ohne die ganze Armierung freizulegen und optisch auf Korrosion zu überprüfen. So ist es möglich, eine allfällige Sanierung am Baudenkmal punktuell und substanzschonend auszuführen.

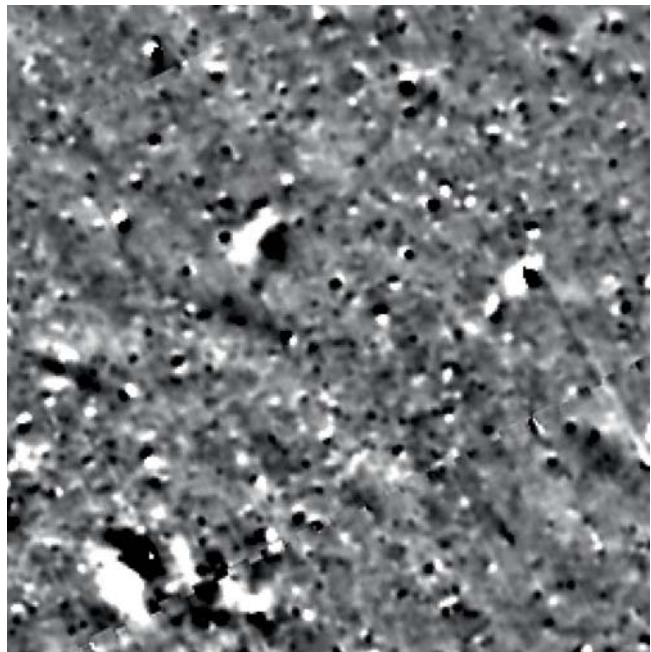


Dipolanomalie

Dipolanomalien sind kleinräumige magnetische Störungen des natürlichen Erdmagnetfelds. Sie werden von künstlichen magnetischen Störkörpern wie Eisenobjekten, aber auch archäologischen Befunden hervorgerufen.

nag. Magnetismus ist eine Kraft, die durch bewegte elektrische Ladungen entsteht. Die Quelle eines magnetischen Felds ist der sogenannte magnetische Dipol. Er ist die kleinste Einheit des Magnetismus und besteht immer aus zwei unterschiedlichen Polen.

Das natürliche Magnetfeld der Erde ist von dynamischen Vorgängen im Erdinneren und in der Atmosphäre abhängig. Es verursacht in allen Stoffen magnetische Eigenschaften unterschiedlicher Stärke. Archäologen nutzen die Differenz zwischen dem eng begrenzten Magnetfeld künstlicher Objekte und demjenigen der Erde, um vom Menschen geschaffene Überreste mit Hilfe der Geomagnetik im Untergrund aufzuspüren. Im Messbild erscheint die Dipolanomalie als schwarz-weiße Struktur, in deren Mitte sich mögliche archäologische Funde und Befunde befinden, z.B. Feuerstellen oder Mauerreste.





Ofenkacheln weit gereist

Sekundär verwendete Ofenkacheln des Zürcher Malers Hofmann von 1763 wurden per Zufall bei einem Burgdorfer Hafner wiederentdeckt. Nach Zürich zurückgekehrt, warten sie im Bauteillager der Denkmalpflege auf einen neuen Besitzer.

rec. Der Zürcher Maler Johann Jakob Hofmann (1730–1772) erlangte durch seine Veduten und zahlreiche Werke mit Zürichseemotiven Berühmtheit, darunter das bekannte «Zürichsee-Album». Seine Leidenschaft galt der Darstellung von Landhäusern, Städten und Dörfern, eingebettet in eine idealisierte Welt mit Hirten, Schafen und antiken Motiven wie gefallen Säulen. In den letzten Jahren seiner Karriere ergänzte er sein Repertoire mit chinesischen Elementen aus dem Rokoko.

Als Ofenmaler arbeitete Hofmann für Hafner aus Stäfa, Zürich und Basel. Zu seinen bedeutendsten Arbeiten gehört ein Turmofen für das Haus «zur Krone» (jetzt Rechberg), den er gemeinsam mit Jakob Kuhn bemalte. Der Ofen steht heute im Schloss Goldenberg im Zürcher Weinland. Der Fund im bernischen Burgdorf lässt vermuten, dass Hofmanns Kunst noch viel weiter reiste, als bislang angenommen.

Jac. Hof.
man
mu.
1763.



Klebstoff, Kaugummi und Droge

Bereits die Menschen der Steinzeit nutzten Birkenteer als Klebstoff, Dichtungsmasse und Heilmittel. Das zeigt ein über 5000 Jahre alter Birkenteerklumpen mit Zahnabdrücken aus der Pfahlbausiedlung vom Zürcher Seefeld.

sch. Birkenteer ist vielleicht der älteste Kunststoff der Menschheit. Um ihn zu gewinnen, liess man Birkenrinde unter Hitze ihre Säfte und Harze zu einer klebrigen, teerigen Masse ausschwitzen. Steinzeitmenschen klebten Pfeilspitzen und Messerklingen mit Birkenteer in die Holzschäftung und brauchten ihn zum Abdichten und Flickern von Gefässen aus Ton. Erhärteten Birkenteer machten sie durch Kauen wieder weich und geschmeidig.

Das zähflüssige Kondensat aus Birkenrinde enthält verschiedene desinfizierende und entzündungshemmende, aber auch toxische Wirkstoffe. Sie finden in der Volksmedizin noch heute Verwendung. Möglicherweise liefern uns die Kaugummis aus Birkenteer den Hinweis auf die älteste medizinische Behandlung von Zahnschmerzen!

Das Bernische Historische Museum zeigte die Birkenteerkaugummis in der Sonderausstellung «Die Pfahlbauer – Am Wasser und über die Alpen» von April 2014 bis Januar 2015.





Ein uralter Mammut-Stosszahn für das neue Ortsmuseum

Eindruckliche Zeugen der Eiszeit sind im Ortsmuseum Hüntwangen zu bestaunen: vier Stosszahnfragmente und ein Backenzahn des Wollhaarmammuts. Sie stammen aus den Kiesvorkommen im Rafzerfeld, die beim Gletschervorstoss vor 24 000 Jahren entstanden sind. Am spektakulärsten ist ein 1983 gefundener Stosszahn eines jungen Mammutbullen.

fur. Seit 1963 werden beim Kiesabbau im Rafzerfeld immer wieder Zähne und Knochen von Eiszeittieren gefunden. Reste des Wollhaarmammuts findet man relativ häufig, andere an das kalte Klima angepasste Tiere wie Rentier, Moschusochse oder Höhlenbär dagegen sind bisher nur einmal nachgewiesen. Beim maschinellen Abbau des hochwertigen Rohstoffs in den grossen Kiesgruben von Rafz, Wil, Hüntwangen und Wasterkingen werden praktisch nur grosse Knochen und Zähne entdeckt. Sie sind zudem mehr oder weniger stark beschädigt, weil das spröde Material rasch zerbricht. Leider gehen auch die wissenschaftlich wichtigen Kleinfossilien meist verloren. Die mehr als 50 m dicken Schotter des Rafzerfelds an der Nordgrenze des Kantons Zürich zu Deutschland entstanden

Frühling: Graue Wassermassen wälzen sich während der Schneeschmelze durch das überschwemmte Rafzerfeld und spülen Schlamm, Sand und Steine aus der Endmoräne des Gletschers. Zwei junge Mammutbullen suchen die ersten Gräser, Kräuter und Blumen in der Tundra.

Sommer: Eine Mammutkuh mit ihrem Kalb und zwei Moschusochsen weiden im hohen Gras am Ufer. Der Schmelzwasserfluss nimmt allmählich ab, auf einer Kiesbank liegt ein angeschwemmter Mammut-Stosszahn.

hauptsächlich beim Gletschervorstoss des letzten glazialen Maximums vor etwa 24 000 Jahren. Damals reichte eine grosse Zunge des Rhein-Gletschers in das untere Thurtal und baute zwischen dem heutigen Lottstetten und Buchberg eine mächtige Endmoräne auf. Das Schmelzwasser floss durch ein Tal in Richtung Südwesten und füllte das Rafzerfeld mit den Kies- und Sandschichten der späten Eisenzeit.

Von der Kiesgrube ins Museum

Die eiszeitlichen Fossilien sind Eigentum des Kantons Zürich und werden im Auftrag der Kantonsarchäologie im Paläontologischen Institut und Museum der Universität Zürich bestimmt, konserviert und archiviert. Einzelne Mammutzähne gibt der Kanton nach der auf-

Herbst: Die Schotterebene ist praktisch ausgetrocknet und der Stosszahn schon halb von Sand begraben. Die Mammute machen sich auf zu ihrer jährlichen Wanderung in die milderen Gebiete im unteren Rheintal. Zwischen Weiden und Zwergbirken auf der anderen Talflanke frisst ein Höhlenbär reife Beeren.

Winter: Ein Rudel von Rentieren sucht im Schnee nach Flechten und trockenem Gras. Im kalten, relativ trockenen Klima der Eiszeit bedeckt nur wenig Schnee die starr gefrorene Kiesebene und die Tundra mit den strauchartigen Weiden und Birken.

(Illustrationen Cécile Schneider, Wädenswil)

wändigen Konservierung als Leihgaben an Kieswerke und lokale Museen ab – als besonders attraktive Ausstellungsstücke. So zeigt das im Mai 2014 eröffnete Dorfmuseum Hüntwangen vier Stosszähne und einen Backenzahn. Das spektakulärste Objekt ist zweifellos ein praktisch vollständiger, 120 cm langer Stosszahn eines jungen Mammutbullen, der 1983 im Kieswerk Hüntwangen gefunden wurde.

Landschaftsbilder von Cécile Schneider, einer Studentin der Hochschule Luzern, illustrieren den Lebensraum vor etwa 20 000 Jahren in den vier Jahreszeiten. Der Blick von Hüntwangen gegen Osten zeigt die Schwemmebene des Rafzerfelds zwischen den tundraartig bewachsenen Talflanken aus verwittertem Molassefels. Im Hintergrund sieht man die Endmoräne zwischen Lottstetten und Buchberg und die Front des abschmelzenden Rhein-Gletschers im unteren Thurtal zwischen Rüdlingen und Rheinau.



Prêt-à-porter im Pfahlbaudorf: Gewebe und Geflechte aus Jungsteinzeit und Bronzezeit

Mehr als 1100 neolithische und bronzzeitliche Gewebe und Geflechte aus über 30 Zürcher Fundstellen lagern in der Sammlung der Kantonsarchäologie. Hüte, Mäntel, Taschen, Fischernetze, Körbe und Wandschmuck aus Bast und Lein zählen dazu. Sie gehören international zu den wichtigsten Funden sehr früher Textilien. Feinste Gewebe, raffinierte Techniken, hohe ästhetische Qualitäten und die Vielfalt der Produkte begeistern die Fachwelt.

Linke Seite: Wetzikon-Robenhausen. Grosses Geflecht in Zwiirnbinding aus Bast und Lein. Massstab 1:2.

Neuzeitliche Schuhe aus Bast, Estland. Gemäss volkskundlicher Überlieferung trugen Mädchen solche Schuhe am Sonntag für den Kirchgang. Flechttechnik und Form sind bei den neolithischen Fragmenten sehr ähnlich. (Foto: Antoinette Rast-Eicher)



ras. Jahrtausendealte Textilien aus den Siedlungen an den Alpenrandseen sind ein ebenso wertvolles wie heikles Fundgut. Das Ausgraben, Konservieren und Aufbewahren der fragilen Objekte stellt höchste Ansprüche. Überliefert sind aufgrund der Bodenchemie einzig die pflanzlichen Fasern, Wolle hat sich nicht so lange erhalten. Mehr als 95% dieser Textilien stammen aus neolithischen Schichten, der Rest aus der Bronzezeit, vor allem der späten Bronzezeit. Die beachtliche Menge der Zürcher Funde macht darunter einen grossen Anteil aus.

grosse Fragment eines Mantels aus einer neueren Sondierung in Wetzikon-Robenhausen. Das Geflecht mit Kettfäden aus Bast und sehr feinen Eintragsfäden aus Lein ist sehr flexibel und erscheint dadurch auf den ersten Blick wie ein Gewebe. Erst beim genauen Betrachten durch das Binokular kann die Technik richtig bestimmt werden. Der Übergang vom eher rigiden Geflecht zum Stoff ist fließend, deshalb ist die technische Analyse wichtig; die funktionale Interpretation kommt an zweiter Stelle.



Geflechte mit «ingenioser Struktur»

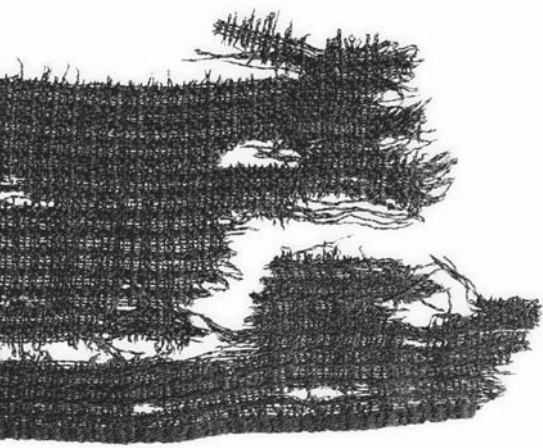
Die ersten Gewebe und Geflechte aus der Steinzeit im Kanton Zürich wurden im 19. Jahrhundert in Wetzikon-Robenhausen gefunden. Sie beeindruckten damals ein internationales Publikum, ja sogar herbeigeholte Textilfachleute. Nicht nur feinste Gewebe, sondern auch die Geflechte, insbesondere die Technik der Zwiirnbinding, erstaunten wegen ihrer vielfältigen Nutzung. Ferdinand Keller nannte sie in den 1860er-Jahren Geflechte mit «ingenioser Struktur». Fast alles konnte mit dieser Technik geflochten werden: Taschen, Siebe und Kleidungsstücke wie Hüte und Mäntel, also dreidimensionale Gegenstände frei von Hand, aber auch grosse, flache Objekte, die an einem vertikalen Rahmen entstanden. Besonders schön ist das

6000 Jahre alte Gewebe

Aus dem Kanton Zürich sind sehr frühe Gewebe dokumentiert, das älteste stammt aus der Zeit um oder kurz nach 4000 v.Chr. aus der Grabung auf dem Kleinen Hafner. Schon 3800 v.Chr. gibt es erste verzierte, sehr feine Leinengeewebe mit Streifen oder Karos. Ihre Fäden sind meist weniger als ein Millimeter stark! Die Weberei war um diese Zeit offensichtlich keine Anfängerarbeit mehr. Lein ist das am häufigsten verwendete Rohmaterial für Gewebe, vereinzelt bestehen sie jedoch aus Baumbast. Ein herausragendes Beispiel von der Grabung Zürich-Mythenschloss wurde aus Lindenbast gewoben und hat zudem einen Flor (eine Fellimitation) aus Baststreifen, die mit dem Teppichknoten eingeknüpft wurden.

Neuzeitliches Fischernetz aus Estland. (Foto: Antoinette Rast-Eicher)

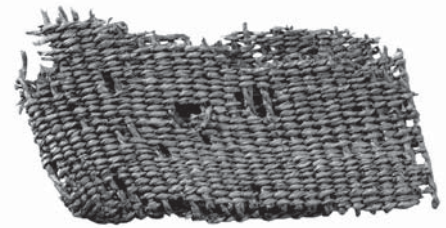
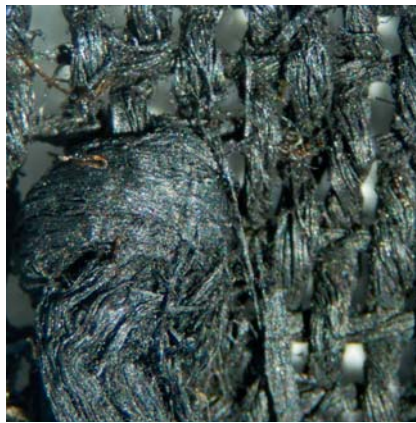
Uetikon-Schiffflände. Sieb aus Bast mit transponierter (gekreuzter) Kette im zentralen Teil. Die Fäden und damit auch die Lochgrösse sind dadurch fixiert.



Wetzikon-Robenhausen. Leinengewebe mit Streifenmuster und verstärkter Anfangskante. (Foto: Schweizerisches Nationalmuseum; Nr. LM A-554)

Zürich-Mythenschloss. Gewebe aus Lindenbast mit eingeknüpften Baststreifen.

Zürich-Seefeld, Kanalisationssanierung. Boden und Ecke einer schmalen Tasche in Zwirnbindung.



Erste Hinweise auf Gewebe gibt es in Europa aus der Mitte des 6. Jahrtausends v. Chr. in Form von Abdrücken auf Keramik. Im Nahen Osten datieren die ältesten Gewebe in das 7. Jahrtausend v. Chr., in die Zeit der ersten sesshaften Bauern. Geflechte kannte man dort schon während dem präkeramischen Neolithikum, d.h. in einer Epoche, als man die Kunst des Töpfern noch nicht beherrschte. Es handelt sich dabei um Zwirngeflechte – wie bei uns eine weit verbreitete Technik. Die Schönheit vieler Objekte, ihre feinen, regelmässigen Fäden oder die Musterung von Geflechtes sind ein eindrückliches Zeugnis der ästhetischen Ansprüche der Menschen in der Jungsteinzeit. Ethnografische oder volkscundliche Vergleiche, so etwa in Nordeuropa oder Nordamerika, lassen auf die Funktion dieser Handwerksprodukte schliessen.

Besuch bei der Steinzeitfamilie

Im neolithischen Haushalt gibt es zahlreiche Schnüre, Netze und Geflechte. Auf einem fiktiven Rundgang durch ein spätneolithisches Haus bekämen wir sie zu sehen: Die Hauswände sind mit Matten bespannt, die mit Zickzack-Muster verziert sind. Moos und Rindenbahnen isolieren den Boden, darüber liegen an manchen Stellen geflochtene Matten aus Eichenbast. Um ein Feuer stehen einige Keramiktöpfe bereit. In einem Topf wurde gerade Käse hergestellt; die Käsemasse wird in ein geflochtenes Sieb geleert, um sie vom Wasser zu trennen. An der einen Wand hängt ein schön zusammengerolltes Fischernetz mit Senksteinen und hölzernen Netzschwimmern. Darunter liegen aus Ästen geflochtene Reusen und ein paar Angelhaken mit

feinen Schnüren bereit. Weitere verschieden dicke Schnüre hängen an den Balken. Auf einem Holzstapel sind einige Körbe mit Nüssen und Äpfeln deponiert. Sie sind in Wulsttechnik genäht, sodass die Naht eine schöne Spirale bildet. In einen weiteren Korb sind mehrere Spindeln und grosse Fadenknäuel gelegt worden. An einer andern Wand hängen flexible Taschen aus Baumbast, damit sammelt man in der Umgebung Nüsse und sonstige Wildpflanzen. Die einen Taschen haben eine runde Form, die andern sind schmal geflochten. Ein paar aufeinander gestapelte feine Siebe enthalten zum Trocknen ausgelegte Blüten und Blätter.

Neben dem Eingang liegen zwei Paar Schuhe aus Eichenbast. Ein senkrechter Webstuhl steht so, dass das Licht für die Arbeit optimal ausgenützt werden kann. Die Bewohner können ihn bei gutem Wetter heraustragen und am Tageslicht weben. Sie stellen sowohl grosse Geflechte mit Zwirnbindung her, als auch Gewebe. Doch für letztere reichen die Webgewichte nicht; die Fäden werden zur Bildung der Bindung noch an einen Litzenstab gebunden.

Von weit her brachte jemand neue Schafe ins Dorf, deren Wolle viel längere Fasern hat, als die bisher gehaltenen Tiere. Einige Männer und Frauen haben begonnen, Schafwolle zu Fäden zu verspinnen und damit Leinengewebe zu besticken. Andere schätzen an der neuen Textilfaser, dass sie schön wärmt. Dabei muss das Schaf nicht mal geschlachtet werden, man braucht nur zu warten, bis im Frühling der Haarwechsel stattfindet und das Vlies abgenommen werden kann.



Nicht nur fürs Handgepäck: Körbe aus der Bronzezeit

Aus der Bronzezeit gibt es wenige Geflechte und fast keine Leinengewebe. Die Zwirnbindung ist beinahe verschwunden, dafür kommt eine neue, dominante Technik auf: das Korbflechten. Es gibt aus der Spätbronzezeit, der Mitte des 9. Jahrhunderts v.Chr., Körbe in allen Grössen. Die einen wurden aus Weidenruten geflochten, zum Teil mit Streifen aus geschälten und ungeschälten Ruten, die andern bestehen aus sehr feinen Birkenruten. Weshalb solche Körbe wichtig werden, lässt sich nur vermuten. Die kleinen brauchte man vielleicht für Käse, die grösseren zum Sammeln von Obst. Zum Tragen über grössere Distanzen eignen sich diese Körbe – im Gegensatz zu den Taschen der Jungsteinzeit – allerdings nicht. Vielleicht gibt uns der griechische Dichter Homer den entscheidenden Anhaltspunkt: Im 8. Jahrhundert v.Chr. beschreibt er jene Leute als reich, die grosse Weizenfelder, ausgedehnte Obstgärten mit schönen Baumreihen und riesige Herden besitzen. Grosse Körbe also für grosse Erträge?



Zürich-Kleiner Hafner. Fischernetz aus Lein.

Zürich-Alpenquai. Fragment eines Korbes aus Weidenruten. Zum Vergleich ein neuer Korb mit Reihen aus geschälten und ungeschälten Weidenruten. (Foto: Antoinette Rast-Eicher)



«Der Feuerpolizist hat den Weihnachtsengel vertrieben»

Seit 30 Jahren arbeitet Heinz Risi bei der Feuerpolizei der Stadt Zürich als Projektleiter. Er entscheidet über Massnahmen, um die Entstehung und Ausbreitung von Bränden und Explosionen zu verhindern sowie Fluchtwege sicherzustellen. Dabei kann es auch mal dazu kommen, dass die weihnachtliche Vorfreude getrübt wird.

kno. 1996 publizierte der Tages-Anzeiger ein Adventsmärchen. Eine Textpassage daraus lautet wie folgt: «Ein paar Tage später kam ein Mann in den Innenhof. Er schaute sich den Marktplatz an, und was er sah, gefiel ihm nicht. Sein Gesicht wurde finster und finsterer. Der Mann war von der Polizei – genauer: von der Feuerpolizei. Er kannte die Gesetze und nahm sie ernst.»

Herr Risi, beim Feuerpolizisten mit dem finsternen Gesicht handelt es sich um Ihre Person. Wie wurden Sie Teil dieses Weihnachtsmärchens?

Heinz Risi: Es geschah vor einigen Jahren zur Weihnachtszeit. Im Innenhof eines unter Denkmalschutz stehenden Geschäftshauses an der Bahnhofstrasse wurde ein Weihnachtsverkauf mit einem Glühweinstand eingerichtet. Als ich den Innenhof betrat, traf mich fast der Schlag. Für das Erwärmen des Glühweins war eine Flüssiggasinstallation aufgestellt worden – im Haupttreppenhaus und damit mitten im Fluchtweg! Wegen der Aufforderung, die ganze Veranstaltung unverzüglich zu räumen, nahmen die Medien den Vorfall dankend auf und machten folgende Geschichte daraus: Der Feuerpolizist hat den Weihnachtsengel vertrieben und damit die ganze Freude, die den Raum füllte, in Tristesse umgewandelt. Die Anekdote zeigt, wie der Feuerpolizist in der Öffentlichkeit oft als Saboteur wahrgenommen wird, obwohl er stets eine gute Lösung für alle Beteiligten sucht. Den Weihnachtsverkauf im Treppenhaus durch Brandschutzmassnahmen zu ermöglichen, kam im

konkreten Fall allerdings nicht in Frage, weil genau dieses Treppenhaus als Hauptfluchtweg dient.

Was hätten Sie gemacht, wenn der Veranstalter den Weihnachtsmarkt nicht aufgehoben hätte?

Der Veranstalter bekam eine Frist von zwei Stunden. Hätte er diese nicht eingehalten, wäre er verzeigt und der Markt polizeilich geräumt worden.

Sie sind hin und wieder der Buhmann. Weshalb wollten Sie trotzdem zur Feuerpolizei? Und wie wird man überhaupt Feuerpolizist?

An meiner Arbeit interessiert mich besonders der Umgang mit unterschiedlichen Personen. Bedingungen für den Beruf als Feuerpolizist sind eine abgeschlossene Berufslehre, eine weitergehende höhere Fachausbildung sowie mehrjährige Berufserfahrung. Nach einer Anstellung erwerben die angehenden Brandschutzexpertinnen und Brandschutzexperten in mehreren Lehrgängen die notwendigen Fertigkeiten für ihren Arbeitsalltag. Nach Bestehen der Fachprüfung erhalten sie ein Zertifikat als Brandschutzfachmann/-frau VKF (Vereinigung Kantonaler Feuerversicherungen). Damit das Zertifikat seine Gültigkeit behält, sind jährliche Weiterbildungen nötig.

Welche Brandschutzvorschriften lösen die meisten Diskussionen aus und weshalb?

Am meisten diskutiere ich über Fluchtweganforderungen. Das betrifft Korridore, Türbreiten, Türöffnungsrichtungen, Türschliessungen, Treppenhäuser etc. Massnahmen aufgrund von Fluchtwegvorschriften führen oft zu heftigen



Die 1903–1919 gebauten Amtshäuser der städtischen Verwaltung sind kantonale Schutzobjekte. Brandschutztechnisch aufgerüstete Türen im Amtshaus II erfüllen gleichzeitig die Anforderungen von Feuerpolizei und Denkmalpflege.

Auseinandersetzungen, weil deswegen manchmal ganze Raumstrukturen neu geplant werden müssen.

Welches ist die grösste Gefahr, wenn ein Feuer ausbricht?

Die Ausbreitung des Rauchs! Bei Wohnungsbränden ohne Brandschutztüren, welche die Wohnung gegen das Treppenhaus abschliessen, kann der Rauch ins Treppenhaus gelangen, also in den Fluchtweg. Hat das Treppenhaus keinen Rauch- und Wärmeabzug, breitet sich der Rauch möglicherweise in andere Wohnungen aus. Wenn sich darin schlafende Personen befinden, wird es wirklich gefährlich.

Einen Brand mit starker Rauchausbreitung, zum Glück ohne Verletzte, gab es letzthin in einem Hochhaus, das kurz vor Bauvollendung stand. Bei Schweissarbeiten entzündete sich die Isolation an einem Boiler. Holzkeile unter den Brandschutztüren verhinderten das Schliessen derselben, weshalb der Rauch in alle Geschosse gelangte. Weil der Rauch hochtoxisch war, mussten sämtliche Installationen ersetzt und fertig eingerichtete Büros komplett ausgetauscht werden. Es entstand ein Schaden von mehreren Millionen Franken.

Heinz Risi vor der Skulptur «Zittern und Gehorchen» von Hans Peter Weberhans im Zürcher Amtshaus II, dem Sitz der Städtischen Feuerpolizei.

In Bewegung: Menschen – Dinge – Ideen



Bernstein, Dampfbad und Korallen, Knoblauch, Wein und Austern, Kupfer, Glas und Schachspiel – bei aller Verschiedenheit ist diesen Dingen eines gemein: ihre fremde Herkunft. Als archäologische Funde werfen sie ein Licht auf die vielfältigen Beziehungen zwischen Menschen, Gesellschaften und Kulturen.

Weltumspannende Beziehungen sind kein exklusives Thema der heutigen Zeit. Wie die Herkunft von archäologischen Funden aus dem Kanton Zürich zeigt, ist die «globale» Vernetzung so alt wie die Menschheit selbst. Sie erscheint primär nicht als Folge der wirtschaftlichen Entwicklung, sondern umgekehrt als Ausdruck des menschlichen Wesens. St. Galler Globus im Landesmuseum Zürich, um 1570.

hor./hub./nag./win. Der Archäologe staunte nicht schlecht, als ihn 1981 im Aushub eines Filterbrunnens in der Nähe des Zürcher Opernhauses eine in Gold gefasste Bernsteinperle anlichtete. Bald begeisterte das Juwel aus der frühen Bronzezeit (2000–1500 v. Chr.) die Fachwelt und bis heute zieht es Museumsbesucher in seinen Bann. Die Faszination geht aber nicht allein von der Schönheit des Schmuckstücks aus, genauso beeindruckend sind seine weiträumigen Verbindungen. Vergleichbare Perlen sind einzig aus dem über 800 Kilometer entfernten Südengland bekannt, wo die «Wessexkultur» solche Kostbarkeiten hervorbrachte. Der Bernstein selbst stammt aus dem dänischen Jütland oder dem Baltikum.



Schlaglichtartig scheint ein Netzwerk auf, in dem die Menschen vor 4000 Jahren kommunizierten – ob direkt oder über mehrere Stationen wissen wir nicht. Ebenso wenig ist bekannt, wie weit und weshalb sich einzelne Personen fortbewegten. Das Bild dieser versunkenen Welt bleibt schemenhaft, trotz aussergewöhnlichen Funden wie der Bernsteinperle.

Seit Schliemanns Entdeckungen 1874 im griechischen Mykene regen bronzezeitliche Bernsteinfunde Mutmassungen über einen Seefernhandel vom östlichen Mittelmeer über England bis zur Nord- und Ostsee an. Sie sind inspiriert von Homers Dichtungen über die Irrfahrten des Odysseus: Halb Abenteurer, halb Seeräuber, durchstreifte er auf sei-

ner Heimkehr von Troja das Mittelmeer. Schiffswracks, die vor der türkischen Südküste entdeckt wurden, belegen zumindest für das östliche Mittelmeer einen regen Handel während der Spätbronzezeit. Ein im 14. Jahrhundert v. Chr. vor Uluburun in der Provinz Antalya gesunkenes Schiff transportierte u.a. zehn Tonnen Kupferbarren aus Zypern, eine Tonne Zinnbarren, Schmuck und Glas aus Ägypten, Rollsiegel aus Mesopotamien, Waffen und Keramikgeschirr aus Griechenland – und Bernstein von der Ostsee.

Fremdes gibt sich selten so deutlich zu erkennen wie der Bernstein. Die allermeisten Beziehungen zu fernen Ländern bleiben verborgen, sie gehen im Alltäglichen unter und lassen sich heute nicht mehr oder nur indirekt nachweisen.

Viele der getauschten, geschenkten oder geraubten Güter bestanden aus flüchtigen Stoffen. Ein klassisches Beispiel ist das Salz, ein ausserordentlich wichtiges Handelsgut, das sich archäologisch kaum nachweisen lässt. Verbreitung fanden neben Gütern – und mit diesen zusammen – auch Ideen, Kenntnisse und Techniken. Denken wir etwa an die vielen Haustierarten, die im 9. Jahrtausend v. Chr. im Nahen Osten domestiziert wurden. Zusammen mit ihnen breiteten sich die Regeln ihrer Haltung aus. Dieser Impuls wird in den Fundstellen des Kantons Zürich erstmals um 4000 v. Chr. fassbar. Ebenso ist an die Übernahme von Dienstleistungen zu denken. Und was wissen wir von den Liedern, die in der Steinzeit erklangen?



Eine Kostbarkeit aus der frühen Bronzezeit. Die Bernsteinperle vereint Fernhandelsbezüge nach Südengland und ins Baltikum (Zürich, Mozartstrasse, 18.–16. Jh. v.Chr.).



Waffe oder soziales Zeichen? Feuersteindolche aus italienischem Rohstoff (Maur, Meilen, Opfikon, 4./3. Jt. v.Chr.).

«Das System des Gabentauschs durchdringt das gesamte wirtschaftliche und soziale Leben der Trobriander [...]. Es wird gleichsam von einem kontinuierlichen Strom aus Gaben durchflutet, die obligatorisch und aus Eigennutz, aus dem Streben nach Größe und als Entgelt für Dienste, als Herausforderung oder als Pfand gegeben, empfangen und erwidert werden [...]. In Wirklichkeit bringt dieses Symbol des sozialen Lebens – der permanente Einfluss der ausgetauschten Dinge – nichts anderes zum Ausdruck als die Art und Weise, wie die Untergruppen dieser segmentierten Gesellschaften archaischen Typs ständig ineinandergreifen und fühlen, dass sie einander alles schulden.»

Marcel Mauss, Soziologe und Völkerkundler, 1872–1950 (Die Gabe, 1923/24)

Glycymeris: der Reiz des Exotischen

1000 Jahre älter als die Bernsteinperle ist eine fremdartige Muschel, die ebenfalls 1981 in Zürich gefunden wurde. Ein Taucher entdeckte sie in der Pfahlbausiedlung auf dem Kleinen Hafner, einer kleinen Insel vor dem Bellevue, die heute unter dem Seespiegel liegt. Die Muschel wurde als Meermandel bestimmt, eine im Mittelmeer heimische Art der Gattung Glycymeris. Als Anhänger durchbohrt, hatte sie nach einer ebenso bemerkenswerten wie ungeklärten Reise nach Zürich gefunden.

Wie dem Bernstein fehlt auch ihr der praktische Nutzen. Begehren weckte vielmehr das Fremdartige, mit dem zugleich soziale Verbindungen zur Schau getragen wurden. Bei der Verbreitung solcher Güter dürfte der Akt des Schenkens oder Tauschens an sich im Vordergrund gestanden haben. Er gehört als Ausdruck des ständigen In-Beziehung-Seins zum Wesen des Menschen. In den sozialen genauso wie in den wirtschaftlichen Beziehungen zwi-

schen den Menschen sind kulturelle Normen begründet: Im Sozialen die Kunst des Schenkens und des Gastgebens, im Wirtschaftlichen die Gebräuche des Handels. Fast immer sind beide Aspekte untrennbar miteinander verbunden.

Nur zu leicht erliegt man dem Irrtum, jeden Tausch von Gütern als wirtschaftliche Notwendigkeit anzusehen. Die soziale Dimension prägt insbesondere die ältesten Hinweise auf den Gütertausch. Schon in der Altsteinzeit vor 50 000 Jahren wurde Schmuck aus Meeresschnecken über enorme Strecken ausgetauscht. Zumindest aus heutiger Sicht ging es dabei nicht bloss um schöne Mollusken. Es ging um die Inszenierung sozialer Kategorien wie Identität und Ordnung, Anerkennung und Führung, Gefolgschaft und Unterwerfung und nicht zuletzt um den Erhalt und den Tanz der Gene.

Auch handfestere Dinge verdanken ihre Verbreitung schlicht den sozialen Bedingungen. Zwischen 4000 und



Ein Ausdruck von Verbundenheit: Muschelschmuck vom Mittelmeer (Zürich, Kleiner Hafner, 3000 v.Chr.).

«Die Kassiteriden sind zehn an der Zahl und liegen dicht beieinander, weit nördlich im Ozean [...]. Eine der Inseln ist unbewohnt; die anderen bewohnt von Menschen, die gekleidet sind in schwarze Mäntel [...]. Sie leben meist als Hirten [...]. Doch gibt es bei ihnen auch Bergwerke, in denen Zinn und Blei gewonnen werden [...]. Lange vor unserer Zeit unterhielten die Phöniker allein zu ihnen Handelsbeziehungen und verheimlichten allen anderen den Seeweg dorthin.»

Strabo, griechischer Geschichtsschreiber und Geograph, 63 v.–23 n.Chr. (Geographica XXX)

3700 v.Chr. finden sich in den jungsteinzeitlichen Siedlungen des Kantons Zürich Steinbeile aus einem schwarzen Material. Das spezielle Gestein aus den südlichen Vogesen weist gegenüber lokalen Rohstoffen keine objektiven Vorzüge auf. Sein Erwerb unterlag keinerlei sachlichen Zwängen.

Ein wirtschaftlich tatsächlich nachgefragter Rohstoff war Feuerstein. Die Grundversorgung damit deckten die Vorkommen auf der Lägern. Rein wirtschaftlich bedeutungslos sind hingegen einzelne Dolche aus französischem, italienischem und bayrischem Feuerstein. Verehrt und verpflichtet mag indes gewesen sein, wer durch eine Gabe in den Besitz einer solchen Waffe gelangte.

Neuer Werkstoff – neue Wirtschaft

1822 stiessen Arbeiter beim Bau der Beuggerschen Spinnerei in Winterthur-Wülflingen (heute Klinik Schlosstal) auf Beile, Sichel, Schwerter und Nadeln aus Bronze. Die Menge soll ergiebig genug gewesen sein, um daraus die Teile der Spinnereimaschinen zu giessen.

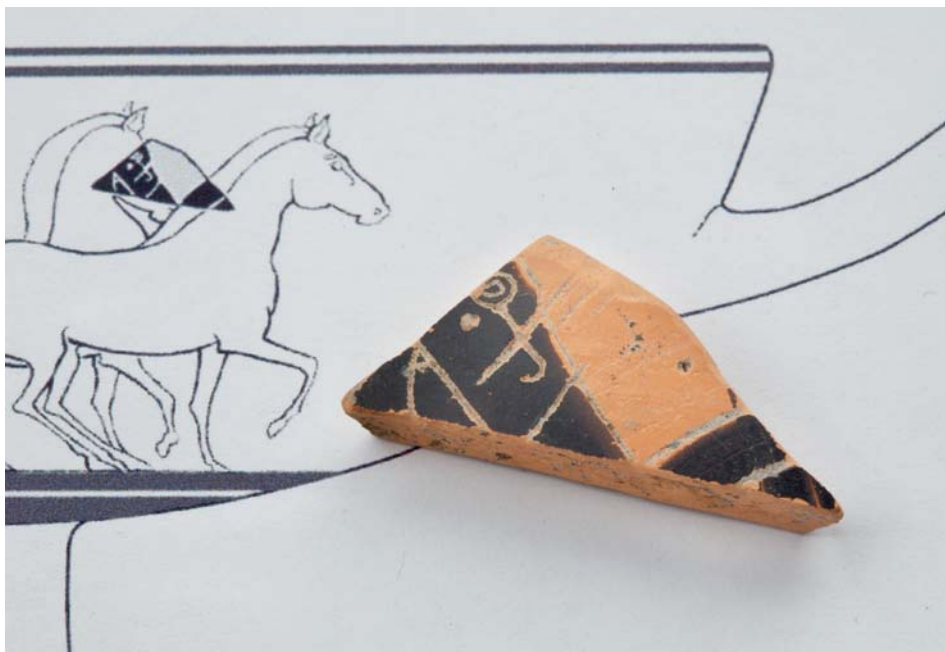
Geradezu sinnbildlich ist der Zufall, dass der grösste bronzezeitliche Hort des Kantons Zürich beim Umbau Winterthurs zum Industriestandort gefunden wurde. Die Industrialisierung maximierte die wirtschaftliche Abhängigkeit von weltweit nur konzentriert auftretenden Rohstoffen. Vergleichbares bewirkte die Verbreitung der Bronze-technologie vor 4000 Jahren. Kupfer als Hauptbestandteil von Bronze ist einigermassen verbreitet. Es findet sich in fast allen alten Gebirgen Europas und auch in einigen Vererzungen der Ostalpen. Längst nicht alle Lagerstätten dürften jedoch in der Bronzezeit erschlossen gewesen sein. Wirklich rar hingegen ist das Legierungsmittel Zinn, das nur im mitteldeutschen Erzgebirge, in der Bretagne, in Cornwall, im spanischen Galicien, im nördlichen Apennin und in Teilen des südfranzösischen Zentralmassivs in nennenswerten Mengen vorkommt.

Zu Beginn der Bronzezeit bestanden nur Dolche und Gewandnadeln aus dem neuen Werkstoff. Wie die Dolche aus exotischem Feuerstein erfüllten sie als Objekte höchster Wertschätzung soziale Funktionen. Erst allmählich wurde Bronze zum Werkstoff für täglich benutzte Geräte wie Messer, Beile, Sichel, Rasiermesser usw. Ausschlaggebend für den Siegeszug der Bronze war einerseits die Möglichkeit zur Steuerung ihrer Eigenschaften durch eine unterschiedliche Zugabe von Zinn, andererseits die praktisch beliebige Gestaltbarkeit durch Giessen und Treiben. Im Unterschied zum Feuerstein ist Bronze ein Designwerkstoff schlechthin. Mit der Durchdringung aller Lebensbereiche machte sich allerdings die Kehrseite dieser gestalterischen Freiheit bemerkbar: die wirtschaftliche Abhängigkeit von Kupfer und dem viel selteneren Zinn. Dies förderte den gewerblichen Handel mit der entsprechenden Infrastruktur. Befestigte Siedlungen an Seeufern und auf Anhöhen sicherten die Handelsrouten und dienten als Umschlagsplätze.



«Der Istros entspringt bei den Kelten und der Stadt Pyrene, [...] es mündet aber der Istros ins Meer [...] da, wo Iстриa liegt, eine Kolonie der Milesier.»

Herodot, griechischer Geschichtsschreiber und Geograph, 480–424 v.Chr. (II 33)



Wandmalereien zeigen «Symposien», Trinkgelage, bei denen der Wein in solchen Schalen gereicht wird. Berühmt ist das Symposion des griechischen Philosophen Plato, der um 400 v.Chr. in einer fiktiven Geschichte eine Schar berühmter Gäste das Wesen der Liebe ergründen lässt. Welche Leidenschaften und wie viel Geistreiches aus der Mittelmeerwelt im 6. und 5. Jahrhundert auf dem Üetliberg unter Freunden zur Sprache kamen, wissen wir leider nicht.

Die Scherben vom Üetliberg stehen mit ihrer mediterranen Herkunft aber nicht allein. Aus Châtillon-sur-Glâne FR sind Weinamphoren bekannt und zum Schutz der Heuneburg, der bei Herodot an der oberen Donau genannten Stadt Pyrene, wurde eine Lehmziegelmauer nach südeuropäischem Vorbild errichtet.

Bronze: Einerseits ein technischer Quantensprung, andererseits der Beginn von wirtschaftlichem Zwang. Depot spätbronzezeitlicher Beile aus Winterthur-Wülflingen (11. Jh. v.Chr.).

Trinken wie die Griechen

Auf einer winzigen Scherbe, die 2003 auf dem Üetliberg gefunden wurde, ist mit feinem Pinselstrich ein Pferdekopf gemalt. Es handelt sich um das Fragment einer Trinkschale sogenannter schwarzfiguriger Keramik. Sie wurde im 6. Jahrhundert v.Chr. in Athen hergestellt, genau wie der «Krater», ein Mischgefäß, von dem schon im 19. Jahrhundert bei Ausgrabungen auf dem Uto-Kulm ein Fragment zum Vorschein kam. Beides diente dem Konsum von Wein, im Mittelmeerraum allerdings mit Wasser versetzt – wer Wein pur trank, galt als Säufer. Zusammen mit dem Getränk war offenbar die Konsumvorschrift nach Zürich gelangt. Griechische Vasenbilder und etruskische

Die Aufnahme und Abwandlung von Gütern, Formen und Sitten zeigt eine neue Qualität im Umgang mit dem Fremden. Zunächst beschränkte sich der Austausch auf die soziale Elite. Ihr dienten die Luxusgüter als Mittel zur Selbstdarstellung und zur Sicherung ihrer Position in der gesellschaftlichen Ordnung.

Wein giesse man in Schalen ein! Die Scherbe eines attischen Trinkgefäßes belegt den Import des exklusiven Getränks samt der Trinksitten (Stallikon, Uto-Kulm, 6. Jh. v. Chr.).

«Da der Tiber nun in Rom keinen geringeren Zufluss erhält, wird er fähig, jedes grosse Schiff aus dem Italischen Meer zu tragen und wie ein emsiger Kaufmann alle Erzeugnisse der Erde herbeizuschaffen.»

Plinius, Historiker und Naturwissenschaftler, 23–79 n.Chr. (Plin. Nat. I,3,54)



Marmorvase eines Springbrunnens aus dem römischen Gutshof von Buchs (unten). Die Wandmalerei in Pompeji zeigt, dass das Vorbild in Kampanien zu suchen ist.

Einen Hinweis auf die Urheberschaft im Süden geben die erwähnten Amphoren. Sie stammen aus Massalia (Marseille), dem im 7. Jahrhundert v.Chr. gegründeten Handelsstützpunkt kleinasiatischer Griechen. Eine zweite Spur führt in die Poebene, in die zur selben Zeit die Etrusker aus Mittelitalien drängten. Griechen wie Etrusker betätigten sich im Fernhandel. Sie erkundeten und erschlossen sich neue Märkte, ihre Bemühungen scheinen aber nicht weit über die Erkundung hinaus gelangt zu sein. Als Gründe dafür kommen die im 5. Jahrhundert v.Chr. einsetzende Expansion der Kelten nach Süden und das Gerangel mit Rom um die Vorherrschaft im westlichen Mittelmeer in Frage. Erst im 2. und 1. Jahrhundert v.Chr. – die Römer hatten inzwischen die Rolle der Griechen und Etrusker übernommen – sind in keltischen Zentralorten wie Rheinau importierte Güter in grossen Mengen fassbar. Der begehrte Wein wurde damit breiteren Kreisen zugänglich. Über die Gegenleistungen vom Norden in den Süden lassen sich nur Vermutungen anstellen.



Globalisierung und Multikulti

Eine Springbrunnenvase aus italienischem Marmor schmückte einst den Garten des römischen Gutshofs in Buchs. Der direkte Einfluss des römischen Reichs machte sich nach dem Galischen Krieg (58–52 v.Chr.) nördlich der Alpen deutlich bemerkbar. Spätestens ab 20–15 v.Chr. waren diese Gebiete Teil des Imperiums. Zuvor bestimmte Austausch die Beziehungen zu fremden Kulturen, nun trat das Fremde als Kultur der Herrschenden auf. Zumindest deren materiellen Seiten nahmen breite Bevölkerungskreise sehr rasch auf.

Nach der militärischen Sicherung verfolgte das Reich vorab wirtschaftliche



«Zu Sigiberts Zeit erbat sich die Heilige Radegunde Empfehlungsbriefe von König Sigibert und entsandte aus Glaubenskraft und Frömmigkeit Geistliche nach dem Osten, dass sie von dort ein Stück Holz vom Kreuze des Herrn und Reliquien von den Aposteln und anderen Märtyrern holen sollten. Diese zogen hin und brachten diese Glaubenspfänder heim.»

Gregor von Tours, Bischof, Geschichtsschreiber, Heiliger 538/539–593/594 (Historiarum IX, 40)

Ziele. Die Mittel dazu waren ein garantierter Frieden, der Bau eines Strassennetzes und Infrastrukturen für Märkte. Die neuen Provinzen wurden ins Verwaltungssystem integriert, das differenzierte Münzsystem, normierte Masse und Gewichte übernommen. Schreib- und Lesekenntnisse in der Verkehrs- und Amtssprache Latein schufen die Voraussetzungen für ein Vertragswesen im modernen Sinn. Es entstand ein Kultur-, Rechts- und Wirtschaftsraum, der das römische Weltreich von Nordafrika bis Schottland und vom Nahen Osten bis Portugal umspannte.

Der «globalisierte» Markt lieferte Alltägliches und Exotisches: Wein, Olivenöl, Fischsauce, Pfeffer, Austern, Granatäpfel, Makrelen, Melonen, Datteln, Mandeln, Pinienkerne, Knoblauch, Pfirsiche, Trauben, Feigen, edles Tafelgeschirr aus Metall, Glas und Keramik. Und wer reich genug war, übernahm die mediterrane Lebensart voll und ganz: Er umgab sich mit Mosaiken und Wandmalereien und genoss in seinem privaten Bad antike Wellnessfreuden. Eine passende Gartengestaltung mit Marmorspringbrunnen gehörte konsequenterweise dazu.

Die politische Einheit mobilisierte nicht nur Waren, sondern auch Personen in nie zuvor bekannter Weise: Freiwillig als Händler und Reisende, befohlen als Soldaten, erzwungen als Sklaven. Mit dem Strom der Menschen gelangten religiöse Kulte aus dem Osten in den Westen des Weltreichs: die Verehrung der ägyptischen Göttin Isis oder des persischen Gottes Mithras – und das Christentum.

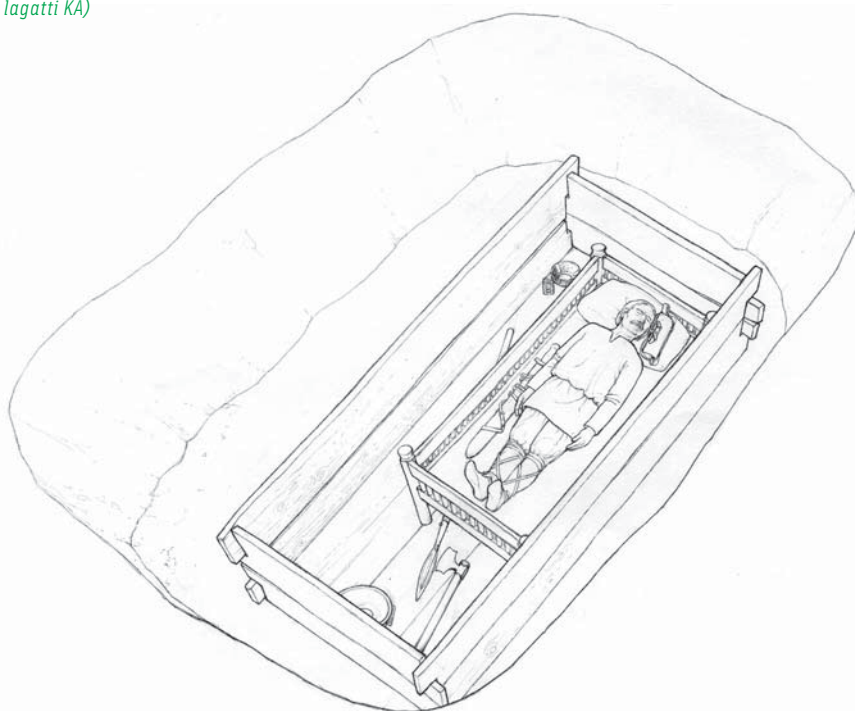
Luxusgüter für Eliten

Dem Christentum war nach dem Zerfall des römischen Reichs eine grosse Zukunft beschieden. Das darin angelegte Erbe der römischen Kultur eignete sich, gesellschaftliche Klammern zu setzen und neue Herrschaftsstrukturen zu errichten. Verstanden hatten dies die Franken, deren Führungsschicht sich nach der Taufe ihres Königs Chlodwig 496 zum katholischen Glauben bekannte. Sie eroberten 532/534 das Burgunderreich, das im 5. Jahrhundert am Genfersee und um Lyon entstanden war und sich bis in unseren Raum ausdehnte. Grabfunde aus Elgg belegen diesen Herrschaftswechsel. Dort hatten sich Amtsträger des merowingischen Königs mit ihren Familien niedergelassen.



Ein Taschenbügel mit Granateinlagen (links, erstes Viertel 6. Jh.) und ein Bronzebecken, in dem man sich beim Gastmahl die Hände wusch, sind um 600 einem Männergrab in Elgg-Ettenbühl beigelegt worden.

Eine hölzerne Kammer umschloss das Grab des reichen Mannes aus der fränkischen Oberschicht, der um 600 mit zahlreichen Beigaben im Gräberfeld Elgg-Ettenbühl bestattet wurde. (Zeichnung: Daniel Pelagatti KA)



Sie wurden nach fränkischer Sitte mit Waffen und vornehmer Kleidung in Grabkammern bestattet. Ihre Ausstattung weist auf ein weit gespanntes Beziehungsnetz hin. Typisch ist das Grab eines reichen, um 600 verstorbenen Mannes. Auf seiner Gürtelschnalle sind Christus, Petrus und Paulus dargestellt. Seine Gürteltasche war ein überaus kostbares Erbstück aus einer Werkstatt in Gallien. Die Technik der Verzierung – Einlagen mit Plättchen aus Granat – stammte ursprünglich aus Byzanz, das edle Mineral vermutlich aus dem heutigen Sri Lanka. Entlang der Küste des Indischen Ozeans und über Mesopotamien oder Arabien dürfte es ans östliche Mittelmeer und von dort in den Westen gelangt sein.



«14.–16. Dezember 1146: ...samstags in Konstanz, Samstagabend zu Gast in Winterthur, wo eine Mutter mit ihrer stummen Tochter vorbeikam, die zu reden begann, am Montag in Zürich, wo wir die Limmat überquerten...»

Bernhard von Clairvaux, Abt, Kreuzzugspre-diger, Heiliger, um 1090–1153 (Itinerar/Reisebericht, Thurgauisches Urkundenbuch 2 Nr. 28, Frauenfeld 1917)

Byzanz, die Hauptstadt des oströmischen Reichs, spielte eine wichtige Mittlerrolle. Dort entwickelte sich die griechisch-römische Kultur ungebrochen fort. In den westlichen Reichsteilen dagegen waren mit dem Zerfall staatlicher Strukturen Importe unerschwinglich geworden. Während in römischer Zeit breite Bevölkerungsteile Zugang zu eingeführten Waren hatten, beschränkte sich der Fernhandel nun mehrheitlich auf Luxusgüter für die Oberschicht.

Heute hier – morgen da

Könige und Grafen, Päpste und Bischöfe, Kaufleute und Händler, Pilger und Bettler, Spielleute und Krieger auf Reisen: Ab dem Mittelalter zeichnet sich die Mobilität von Personen, Sachen und Ideen in vielen schriftlichen Quellen ab. Handelsbeziehungen, Kreuzzüge und Pilgerfahrten bilden den Hintergrund dazu, aber auch herrschaftliche Verbindungen – denken wir an das Reich des Stauferkönigs Friedrich II., das von Sizilien bis in den Norden Deutschlands reichte.

Diese «Horizontenerweiterung» schlug sich im archäologischen Fundmaterial zunächst jedoch kaum und oft bloss indirekt nieder. Ein gutes Beispiel dafür ist das in Indien erfundene Schachspiel, das über den islamischen Raum zu uns gelangte. Eine Turmfigur belegt, dass sich die Bewohner der Burg Bonstetten im 13. Jahrhundert damit Kurzweil verschafften. Die Figur besteht aus importiertem Elfenbein, wurde aber im Westen hergestellt. Bemerkenswert ist auch eine Schmuckscheibe des 12. Jahrhunderts von der Burg Lägern: Sie imitiert eine islamische Münze aus Andalusien. Die «arabischen» Schriftzeichen lassen sich nicht entziffern, sie sind bloss Dekor. Das spielte offensichtlich keine Rolle, der Reiz lag allein im Exotischen.

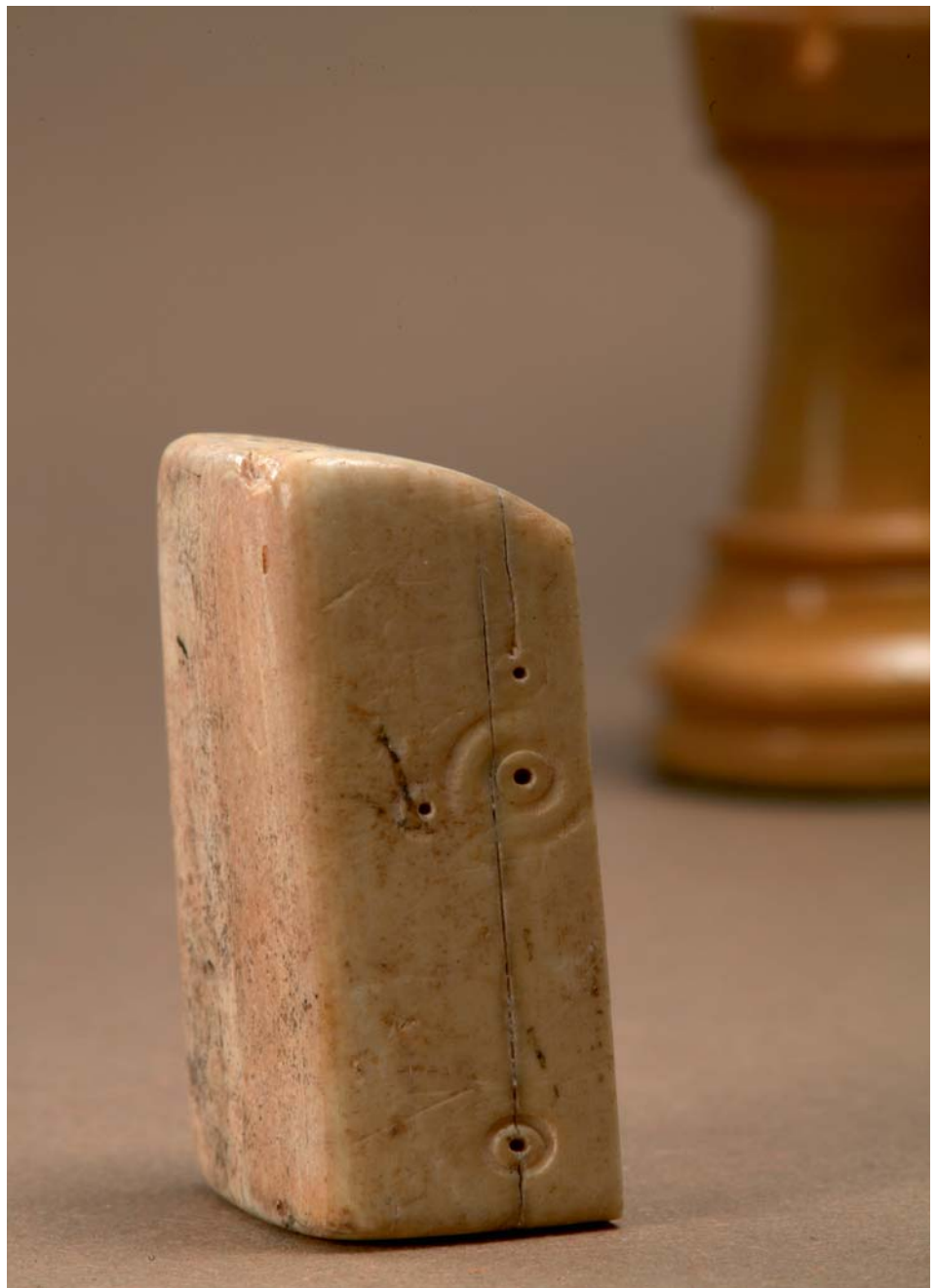
Dass man kostbare Geschenke, Beutegut und importierte Luxusgüter nur selten bei Ausgrabungen in Siedlungen findet, hat seinen Grund: Archäologische Fundobjekte sind meist Abfall oder zufällige Verluste – doch wer wirft schon seine Kostbarkeiten weg oder verliert sie einfach? Andere Waren aus fernen Län-

Imitation einer islamischen Münze mit fiktiven «arabischen» Schriftzeichen, verwendet als Schmuckscheibe (Boppelsen, Burg Alt-Lägern, 12. Jh.).

Freizeitvergnügen für Burgherren: Schachfigur aus Elfenbein (Burg Bonstetten, 13. Jh.).

Vielsagende Essensreste: Heringwirbel aus einer Latrine des 12. Jh. in der Altstadt von Winterthur.

dern hinterlassen ihrer Vergänglichkeit wegen keine oder kaum Spuren, denken wir an Lebensmittel wie Wein, Getreide oder Fleisch. Der Lebensmittelhandel gewann ab dem Spätmittelalter an Bedeutung und führte dazu, dass sich einzelne Regionen auf Getreidebau, Viehzucht oder Weinbau spezialisierten. Dies schlug sich zwar in Besiedlungsformen und Wirtschaftsstrukturen nieder, an den unscheinbaren Nahrungsmittelüberresten selbst lässt sich dieser Austausch höchstens erahnen. Mit einer vielsagenden Ausnahme allerdings: Wirbel von Heringen überdauerten in einer Winterthurer Latrine vom 12. Jahrhundert bis heute. Gesalzener Hering war ein Exportschlager der Hansestädte im Ost- und Nordseeraum. Schmeckte er besser als die Fische aus der Eulach? Oder versprach er «Exotisches» wie Ananas aus der Dose?



Fatschenkinder und Stäfner Handel im Haus zur Farb

pet. Mitten im alten Dorfteil von Stäfa am Zürichsee steht das Haus zur Farb. Das Museum zeigt Ausstellungen zur lokalen und regionalen Geschichte und eine wertvolle Fatschenkinder-Sammlung.

Das Haus zur Farb hat eine lange und bewegte Geschichte. Die ältesten Gebäudeteile datieren aus den Jahren um 1470. Seither wurde das Gebäude in verschiedenen Etappen umgebaut und erweitert. Es hat viele Geschichten zu erzählen: von Bauern und Handwerkern, Gerichtsherren und Färbermeistern, von kinderreichen Familien und guten Hausgeistern. Als ehemalige Bewohnerinnen und Bewohner prägten sie das Haus. 2014 beispielsweise kamen bei umfassenden Renovations- und Restaurierungsarbeiten Wandmalereien zum Vorschein, die einst eine Schlafkammer schmückten.

Heute ist das Museum im Aufbruch. Die Dauerausstellung wird komplett überarbeitet und im Frühjahr 2016 neu eröffnet. Das Haus soll zu einem Begegnungsort werden, der den Austausch über die lokale und regionale Vergangenheit möglich macht, aber auch Platz für Zukunftsvisionen bietet. Gezeigt wird künftig der sogenannte «Stäfner Handel» – ein lokal bedeutsames und für die Entwicklung der modernen Schweiz wichtiges Ereignis. Hauptdarsteller ist aber das Haus selber, das, wie der Name sagt, als Färberei diente und viele Spuren dieses Handwerks trägt.



Weihnatskrippen und Fatschenkinder

Die «Sammlung Tobler» präsentiert gut zwei Dutzend Fatschenkinder und Weihnachtskrippen. Ein Fatschenkind ist ein «Gebildvotiv», sozusagen ein dreidimensionales Votivbild. Es stellt einen mit Bändern umwickelten Säugling dar, der an Jesus Christus erinnert. In Klöstern hergestellte Fatschenkinder gehörten vor allem in Süddeutschland und Österreich zur Volkskultur.

Neueröffnung im Frühling 2016. Führungen durch das Haus und Workshops für Schulklassen sind jederzeit möglich.

Anmeldung:

kuratorin@lesegesellschaft.ch
oder 044 926 64 38.

www.museum-zur-farb.ch

Anreise: Bus Nr. 955 ab Bahnhof Stäfa bis Haltestelle Dorf, Dorfstrasse 12.



(ARE Kanton Zürich)



Museum Wetzikon: Archäologie und Alltagsgeschichte

flü. Das Museum liegt im Herzen von Wetzikon im Haus zur Farb, einer historischen Liegenschaft aus dem Jahr 1758. Die Antiquarische Gesellschaft Wetzikon legte den Grundstein zur Sammlung am Ende des 19. Jahrhunderts. Der Pfahlbauforscher Jakob Messikommer, eines ihrer Gründungsmitglieder, entdeckte 1858 die Fundstelle im Robenhauser Ried am Südufer des Pfäffikersees, die seit 2011 zusammen mit 110 anderen Fundstellen zum UNESCO Welterbe gehört.

Anfänglich wurden vor allem archäologische Funde und besondere Objekte des Bürgertums zusammengetragen, heute liegt der Sammlungsschwerpunkt im Alltäglichen und der Geschichte von Wetzikon. Die Dauerausstellung zeigt Funde aus der Jungsteinzeit und dem römischen Gutshof im Ortsteil Kempton sowie Textilien und Trachten aus dem 19. und 20. Jahrhundert. Regelmässig wechselnde Sonderausstellungen greifen Themen aus der Sammlung auf oder stellen einzelne Teilaspekte vor. In der Bibliothek kann vor Ort Literatur zur Archäologie und Geschichte des Zürcher Oberlands konsultiert werden. Nach Führungen bieten sich auf Wunsch die gemütliche Nägelstube oder der lauschige Hof für einen Ausklang beim Apéro an.

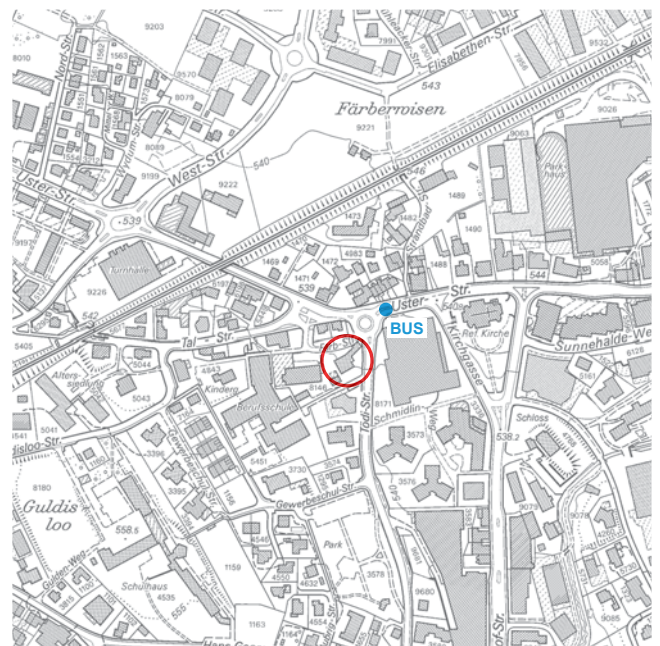
Workshops für Kinder

In thematischen Workshops erfahren Kinder Wissenswertes aus dem Leben unserer Vorfahren und können selber Hand anlegen, ausprobieren und tüfteln. In der Steinzeitwerkstatt zum Beispiel lernen sie Steine schleifen oder Feuer schlagen, backen Fladenbrot und machen ein Pesto aus Wildkräutern. Und manche Ausstellungsstücke dürfen für einmal nicht nur in der Vitrine betrachtet, sondern in die Hand genommen werden.

Geöffnet am 1. und 3. Sonntag im Monat von 14 – 17 Uhr; im Juli und August geschlossen. Termine der Workshops sind im Internet publiziert.

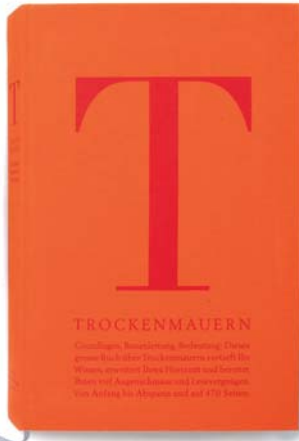
www.museum-wetzikon.ch

Anreise: vom Bahnhof Wetzikon Bus Nr. 852, 853 oder 857 bis Haltestelle Zentrum. Farbstrasse 1.



(ARE Kanton Zürich)

Lohnende Lektüre



Stiftung Umwelt-Einsatz Schweiz (Hrsg.),
Trockenmauern: Grundlagen, Bauanleitung,
Bedeutung. Haupt Verlag, Bern 2014.

Sarah Fasolin, Gartenreiseführer Schweiz.
300 Gärten und Parks.
Callwey, München 2014.

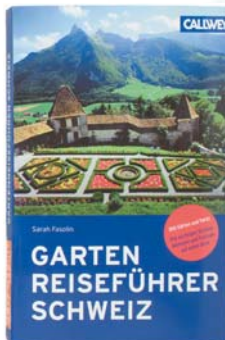


str. Ein Fotoessay mit Bildern der schönsten Trockenmauern in Alpen und Jura steht am Anfang dieses sorgfältig gestalteten, reich illustrierten Handbuchs. Der praktische Teil stellt das Grundlagenwissen detailliert zusammen: Mauertypen, Materialien, Bearbeitungstechniken, Geräte, Baustellenorganisation, statische Berechnung, Mauerbau und -unterhalt etc. Die historischen und geographischen Vergleiche reichen von Terrassenlandschaften in Peru zu Walliser Rebbergen, von Dolmen und Nuraghen zu den Stützmauern der Gotthardbahn. Weitere Kapitel zeigen den Wert von Trockenmauern als Lebensraum für Pflanzen und Tiere, als Elemente der traditionellen Kulturlandschaft und als Reiseziele eines sanften Tourismus.

bru. In der ganzen Schweiz war die Autorin unterwegs, um die prächtigsten Gärten und Parks zu suchen. Ihre vielfältige Auswahl reicht vom mittelalterlichen Kloostergarten bis zum neuzeitlichen Gemeinschaftsgarten und nennt auch zahlreiche private Anlagen. Auf ein Einführungskapitel zu Gartenreisen von Goethe bis heute folgen nach Kantonen gegliederte kurze Texte über die historischen Besonderheiten der Gärten und ihre Gestaltung sowie Informationen zur Anfahrt und den Öffnungszeiten. Im Lauf des Jahres wiederkehrende Anlässe und Veranstaltungen rund ums Thema Garten sind in einem eigenen Kapitel aufgelistet. Als App ist der Reiseführer auch fürs iPhone erhältlich.

Lisa Euler, Tanja Reimer, Klumpen.
Auseinandersetzung mit einem Gebäudetyp.
gta Verlag, Zürich 2014.

Erwin Eugster (Hrsg.),
Winterthurer Stadtgeschichte, 2 Bde.
Chronos Verlag, Zürich 2014.



hüp. Bereits im April 2014 erschienen und noch immer tagesaktuell: Mit dem kontinuierlichen Anwachsen der Europaallee beim Zürcher Hauptbahnhof, dem natürlichen Habitat des «Klumpens», lassen sich die Untersuchungen der beiden Architektinnen zu diesem Gebäudetyp mühelos vor Ort überprüfen. Sie zeigen auf, welche Auswirkungen die Renditeerwartungen von Grossinvestoren auf die Gestaltung von Bauten sowie den umliegenden Stadtraum haben. Gleichzeitig liefern sie aber auch Inputs, wo die Architekten und die Politik künftig ansetzen müssen, um die überdimensionalen Fremdkörper ideell und physisch zugänglicher zu machen.

tiz. Endlich ist die unterdessen 50 und 35 Jahre zurückliegende Stadtgeschichte von Werner Ganz als Standardwerk abgelöst worden. Zum 750-jährigen Stadtjubiläum hat sich Winterthur das Nachfolgewerk geschenkt: die Stadtgeschichte in zwei Bänden. Der erste ist chronologisch aufgebaut und präsentiert den aktuellen Forschungsstand vom römischen «Vitodurum» bis zum Vorabend der Industrialisierung. Der zweite Band geht thematisch vor und zeichnet den Weg Winterthurs von der Arbeiterstadt zur deindustrialisierten Kunst- und Bildungsstadt nach. Die gelungene Gestaltung und die lebendigen Texte genügen einerseits wissenschaftlichen Ansprüchen und versprechen andererseits Lesevergnügen für die interessierte Öffentlichkeit.





*34'000 m³
300 Mitarbeiter
1 Prime Tower*

Von der Idee bis zur Fertigstellung 2011 wurden rund 34'000 Kubikmeter Beton verbaut. Geliefert und vor Ort hergestellt. Den Zement dazu produzierte das Holcim Werk in Siggenthal und setzte dabei auf alternative Brenn- und Rohstoffe sowie energieeffiziente Technologien. Denn Holcim baut auf Nachhaltigkeit.

www.holcim.ch

 **Holcim**
Strength.
Performance.
Passion.



© STARCH
Stiftung für Archäologie und
Kulturgeschichte im Kanton Zürich
Postfach 122
8143 Stallikon

Amt für Raumentwicklung
Archäologie und Denkmalpflege
Stettbachstrasse 7
8600 Dübendorf
Tel. 043 259 69 00

www.starch-zh.ch
www.archaeologie.zh.ch
www.denkmalpflege.zh.ch

Konzept und Redaktion:

Markus Stromer (str); Josef Gisler (gjs)
Text: Nora Bruske (bru), Gabriela Flüeler (flü), Heinz Furrer (fur), Beat
Horisberger (hor), Adrian Huber (hub), Nina Hüppi (hüp), Sandrine
Keck (kec), Lukas Knörr (kno), Thomas Müller (mül), Patrick Nagy (nag),
Nicole Peter (pet), Antoinette Rast-Eicher (ras), Stefan Schreyer (sch),
Roger Strub (rst), Andrea Tiziani (tiz), Renata Windler (win).

Bilder: Archäologie und Denkmalpflege Kanton Zürich (A+D),
Martin Bachmann (Fotograf A+D) oder gemäss Angabe.

Bildredaktion: Martin Bachmann (A+D)
Gestaltung: Roland Ryser, Zürich, zeichenfabrik.ch

Druck: Fineprint AG Stallikon
www.fineprint.ch
Auflage: 4500 Expl.

August 2015